



Foto: Senckenbergmuseum

Spektakel und Forschung schließen sich im Frankfurter Senckenbergmuseum nicht aus

Flurbereinigung in den Museen

Museen sind mehr als intelligente Freizeitstätten. Neben Ausstellungs- und Eventspektakel punkten sie oft mit geballter Forschungskompetenz. Das weckt Begehrlichkeiten. Politiker und Sammlungsbosse kartieren deshalb die Museumslandschaft neu. Doch was bringt die Umstrukturierung?

von Wolfgang Iwan

Dr. Ulrich Kuch ist ein ausgesprochen höflicher Mensch. Keine Frage lässt der Biologe unbeantwortet und bietet gleich eine Tasse Kaffee an. Aber das gehört doch so, möchte man einwenden. Mag sein, normalerweise. Nur in Kuchs Fall verursachen die guten Manieren fast ein schlechtes Gewissen.

Um acht Uhr morgens ist er am Vortag in Bangladesch aufgebrochen, hat einen zwölfstündigen Flug hinter sich gebracht und sitzt nun, an einem Dienstagvormittag wieder in seinem Frankfurter Büro. Da kommt der kräftige Kaffee gerade recht. Auch für den Zuhörer. Denn was Kuch von seiner Reise erzählt, hat es in sich. Da ist von offenen Gliedmaßen die Rede, inneren Blutungen und Atemlähmungen. Ausgelöst durch den Biss giftiger Schlangen. Ihnen ist Kuch auf der Spur. Ihnen, ebenso wie Sandfliegen

oder Stechmücken; allesamt Tiere, die dem Menschen größtmöglichen Schaden bringen können und sich klimabedingt gerade rasant verbreiten. Kuchs Auftraggeber: eines der größten deutschen Forschungsmuseen.

Das Frankfurter Forschungsinstitut und Naturmuseum Senckenberg (Jahresetat 2007: 16,52 Millionen Euro) zählt zu den bedeutendsten europäischen Naturmuseen. Im Zentrum steht hier

die Biodiversitätsforschung, also die wissenschaftliche Untersuchung der globalen Artenvielfalt. Weltweit analysieren Senckenberg-Forscher innerhalb der hessischen „Landes-Offensive zur Entwicklung Wissenschaftlich-ökonomischer Exzellenz“ gerade die Auswirkungen des Klimawandels auf die verschiedenen Ökosysteme. Genau hier setzt die Arbeit von Kuch an.

Das museumseigene Naturarchiv um-

fasst inzwischen 20 Millionen Tier-, Pflanzen- und Gesteinsobjekte. „Die Forschung in den Sammlungen ist für meine Arbeit unerlässlich“, begründet der 36-Jährige, dass er ausgerechnet für ein Museum tätig ist. „Woanders wäre das schwieriger.“ So erklärt sich auch, dass im vergangenen Jahr über 400 Gastforscher den Weg zum Frankfurter Museum fanden. Das befindet sich nicht nur in dieser Hinsicht auf Wachstumskurs: Zu einem Institut für Meeresgeologie und Aktuopaläontologie etwa kam im Jahr 2000 mit dem „Deutschen Zentrum für Marine Biodiversitätsforschung“ eine weitere Außenstelle nach Wilhelmshaven.

Seit Beginn des Jahres 2009 fallen auch die Naturhistorischen Sammlungen Dresden, das Staatliche Naturhistorische Museum Görlitz und das Deutsche Entomologische Institut aus Müncheberg in Brandenburg unter die Marke Senckenberg. Alle vier Standorte haben sich zu einem Forschungsverbund zusammengeschlossen.

„Die Forschung in den Sammlungen ist für meine Arbeit unerlässlich. Woanders wäre das schwieriger.“

So hat sich nicht nur die Zahl der Sammlungsobjekte um weitere zehn Millionen vergrößert. Auch zu den knapp 300 Senckenberg-Mitarbeitern (Stand 2007) kamen mehrere hundert hinzu.

Forschung an Museen stärken

Ein Bündnis wie dieses reflektiere eine „Not- wie Bedarfssituation“ gleichermaßen: Vom Zusammenschluss profitierten beide Seiten, sagt Museumsdirektor Prof. Dr. Volker Mosbrugger. Das Senckenberg gewinne Expertise. Kein schlechter Zeitpunkt: „Denn im Moment gibt es einen Engpass, wenn es darum geht, gute Leute zu finden“, sagt Mosbrugger. Bundesweit fehlen Experten – vom Taxonomen bis zur Konservierungswissenschaftlerin.



Foto: privat

Nicht nur im Museum ist Ulrich Kuch Schlangen auf der Spur

Den kleineren Partnern, denen für die Spitzenforschung das nötige Kleingeld fehlt, bringe die Fusion wiederum größere Sicherheit und Renommee.

Unter dem Siegel „Senckenberg“ stehend, dürfen sie sich nun zum feinen Kreis der Leibniz-Forschungsmuseen zählen. Auch diesen stehen gerade riesige Veränderungen ins Haus: Bislang waren die meisten von ihnen im Ressort des Kulturstaa-

ministers angesiedelt; seit 2009 werden sie vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) gefördert. Wichtig dabei: Es bleibt bei einer paritätischen Finanzierung von Ländern und Bund. Strukturell aber hebt Letzterer durch die neue Zuständigkeit nun die überregionale Bedeutung der Museen hervor.

Neben dem Senckenberg, das bereits im BMBF untergebracht ist, und seinen drei neuen Einrichtungen gilt dies für das Deutsche Bergbau-Museum in Bochum, das Deutsche Museum München, das Deutsche Schiffahrtsmuseum in Bremerhaven sowie das Germanische Nationalmuseum Nürnberg, das Römisch-Germanische Zentralmuseum in Mainz und das Zoologische Forschungsmuseum Alexander Koenig. Frisch hinzu kommt zudem das Museum für Naturkunde in Berlin.

Die Aufnahme der Forschungsmuseen in die Leibniz-Gemeinschaft sei „ein wichtiger und notwendiger Schritt, um die Forschung an den Museen zu stärken“, ließ sich der Präsident der Leibniz-Gemeinschaft, Prof. Dr. Ernst Rietschel, im vergangenen Herbst zitieren. Und stand mit dieser Botschaft nicht allein: Auch die VolkswagenStiftung, die sich vor allem auf die kleinen und mittelgroßen Museen konzentriert, möchte mit einer eigenen Initiative deren Forschungsleistung fördern. Nach Einschätzung der Stiftung sei diese gegenüber Ausstellungen und Events an den Museen zu stark ins Hintertreffen geraten (siehe Interview). Fusionen, Bundesverantwortung, Sonderprogramme – sie alle unterstreichen denselben Wunsch: Nach den Zeiten schrumpfender Etats, die kaum jemand bezweifelt, aber keine Gesamtstatistik für die Masse der rund 6000 deutschen

Museen belegt, sollen zumindest die Forschungsstätten an internationaler Schlagkraft gewinnen. Private und öffentliche Geldgeber erkennen offenbar mehr denn je deren Potenzial: „Ob es um Klimawandel, Artensterben oder Wasserqualität geht. Die Naturforschung wird gesellschaftlich immer relevanter. Nicht zuletzt, weil es auch immer mehr europäische und internationale Richtlinien gibt“, sagt Volker Mosbrugger.

„Die deutschen Forschungsmuseen haben durchaus Potenzial“, sagt Prof. Dr. Reinhold Leinfelder, Direktor des Berliner Naturkundemuseums, das selbst trotz eines riesigen Sanierungsbedarfs in Höhe von 128 Millionen Euro zu den besten Museen seiner Sparte zählt. Schlösse man alle Naturkundemuseen Deutschlands zusammen, käme man auf über 100 Millionen Forschungsobjekte und somit auf eine weit größere Sammlung als sie etwa das renommierte Natural History Museum of Science in London zu bieten hat.

International Gehör verschaffen

Würden in Deutschland Fusionen hin zu fachspezifischen Nationalmuseen Sinn machen? Die föderale Struktur, der auch die Forschungsmuseen unterliegen, hätte in diesem Fall Vor- und Nachteile. Einerseits, meint Leinfelder, könne niemand wollen, dass wertvolle Exponate künftig nur noch in der Hauptstadt zu sehen seien. Zudem, pflichtet Kollege Mosbrugger bei, verhalte es sich mit den Nationalmuseen wie mit einem großen Tanker: Sie seien eher unflexibel, wenn es darum geht, schnelle Entscheidungen etwa für eine Sonderausstellung zu einem aktuellen Thema zu treffen. Andererseits aber könnten sich diese nationalen Tanker international leichter Gehör verschaffen als die regionale Konkurrenz.

Vor diesem Hintergrund gründete sich im Mai 2007 auch das Konsortium Deutsche Naturwissenschaftliche Forschungssammlungen (DNFS). Dieses Konsortium vertritt deutsche Naturkundemuseen etwa bei internationalen Fachkonferenzen und repräsentiert sie als Ansprechpartner auf dem Politparkett

Nicht nur die Fusionsfrage, sondern auch die Aufnahme in die Leibniz-Gemeinschaft hat Vor- und Nachteile: Während die aufgenommenen Museen finanziell vom Forschungspakt profitieren, zeigt sich der übrigen Museumslandschaft und den Bundesländern die Kehrseite. So verlieren in erster Linie die Länder an Einfluss.

„Auf jeden Fall braucht eine Fusion, wenn sie harmonisch verlaufen soll, Zeit.“

Denn obwohl die Finanzierungsstruktur gleich bleibt, sind Leibniz-Einrichtungen keine Landesinstitute mehr. Ihre Aufgabe besteht vielmehr darin, überregionale Spitzenforschung zu betreiben. Da der Bund auf jeden Landeseuro einen Euro drauflegt, entsteht zudem ein Gefälle zwischen den Leibniz-Museen und den Museen von Land und Kommunen. Dort gilt in der Regel: Je reicher die Region, desto mehr profitieren auch die Museen.

Auf regionalem Niveau allerdings liegen Museumsfusionen im Trend. Seit der Wiedervereinigung hat deren Zahl kräftig zugenommen. Wie viele Einrichtungen sich seitdem zusammengeschlossen haben, weiß niemand genau. Fest steht aber, dass eine schrumpfende Gesellschaft und sich wandelnde Freizeitinteressen den Museen zu schaffen machen – vor allem in den neuen Bundesländern, die nach der Wende zunächst einen Museumsboom erlebten.

Museen haben das Nachsehen

Ungeachtet steigender Ausgaben, etwa durch höhere Energiekosten, „ist die öffentliche Förderung stabil geblieben, was faktisch einer Kürzung gleichkommt“, sagt der Leiter der Forschungsgruppe „Regional Governance im Kulturbereich“ an der FH Potsdam, Patrick Sinclair Föhl. Er beschäftigt sich mit Fusionen von Kultureinrichtungen und weiß, Auslöser einer Museumsfusion ist meist deren finanzielle Situation. Wenn es um öffentliche Gelder geht, hätten sie gegenüber den Theatern das Nachsehen. Föhl kennt aber auch positive Beispiele: Etwa einige Museen in Lübeck, die nun unter einer Dachmarke vereint seien und deren gemeinsames Marketing ihnen über ihren Standort in Schleswig-Holstein hinaus Strahlkraft verleihe.

„Auf der anderen Seite aber gibt man über eine Fusion auch ein Stück weit Autonomie auf. Das ist ein schmerzvoller Prozess“, sagt Föhl. Wichtig sei daher eine gute Planung. Denn eine Fusion – das gelte für Unternehmen wie für Museen – schaffe immer Überkapazitäten: zwei Museen gleich zwei Verwaltungen, zwei Restaurierungsabteilungen und so fort.

„Auf jeden Fall braucht eine Fusion, wenn sie harmonisch verlaufen soll, Zeit“, betont der Kulturberater. Denn später zu erkennen: Trotz Fusion sieht die Zukunft doch nicht rosiger aus als zuvor und die beteiligten Häuser akzeptieren einander nicht, sei fatal. „Eine Wiederauflösung wird immer teuer“, so Föhl. ■

„Noch viele Schätze heben“

Berlin Die VolkswagenStiftung hat eine Initiative für mehr Forschung an Museen gestartet. Vor allem an mittleren und kleineren Museen sollen wissenschaftliche Aktivitäten gestärkt werden. Generalsekretär Dr. Wilhelm Krull erklärt die Hintergründe.

duz: Herr Dr. Krull, worauf zielt die Förderinitiative der VolkswagenStiftung unter dem Titel „Forschung in Museen“ genau ab?

Krull: In den letzten Jahren ist die Forschung in den Museen vielfach zu kurz gekommen. Für uns kam es darauf an, vor allem für die mittleren und kleineren Museen ein Zeichen zu setzen: Hier gilt es noch viele Schätze zu heben, denn sonst gehen erhebliche historische Wissensbestände verloren.

duz: Woran hapert es?

Krull: Es fehlt an Geld und Personal. Durch Kürzungen vor allem bei Kommunal- und Landesmuseen sind gerade solche Stellen entfallen, die längerfristige Arbeiten an Beständen und Sammlungen ermöglichen.

duz: Ist die Rettungsinitiative somit eine Gegenaktion zur Maßnahme des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF), das die großen Forschungsmuseen unter seine Fittiche nimmt?

Krull: Die Problemlagen der einzelnen Museen sind sehr unterschiedlich: So haben zum Beispiel die Museen der Leibniz-Gemeinschaft zum Teil mehr Geld für die Forschung als für den Museumsbetrieb. Deshalb versuchen wir auch mit verschiedenen Förderlinien der jeweiligen Klientel ein Angebot zu machen.

duz: Das heißt zum Beispiel?

Krull: Museen, bei denen der Forschungsauftrag im Vordergrund steht, bieten wir Unterstützung bei der Arbeit in internationalen Kooperationen, in denen sie eine Führungsposition übernehmen. Der Hauptakzent liegt aber in der Tat eher auf den mittleren und kleineren Museen.

duz: Welche konkreten Fördermöglichkeiten gibt es dabei?

Krull: Hier geht es zum einen um entsprechende Arbeitsmöglichkeiten von Postdoktoranden. Unser Programm zielt darauf, gerade solche Nachwuchswissenschaftler zu unterstützen, die tatsächlich ein Interesse daran haben, ihre Forschungskompetenz längerfristig in Museen einzubringen und sich mit den entsprechenden Einrichtungen durch unsere Förderung zu verbinden. Zum anderen geht es um kooperative Forschungsprojekte. Hier sollen insbesondere Forschungskompetenzen von Universitäten und außeruniversitären Forschungseinrichtungen mit denen der Museen verknüpft werden. Wir wollen Inseln des Gelingens mit Vorbildcharakter schaffen, damit die öffentliche Hand vergleichbaren Initiativen wieder mehr Aufmerksamkeit schenkt.

■



Foto: VolkswagenStiftung

duz: Wer wählt die förderungswürdigen Projekte aus?

Krull: Zunächst konnten Interessierte bis Ende 2008 Projektskizzen einreichen, die dann Betreuungsreferenten in der VolkswagenStiftung bearbeiten werden. Ein Gutachtergremium wird im Frühjahr 2009 aus den Skizzen die vielversprechendsten auswählen und die Kandidaten dazu auffordern, einen Förderantrag zu stellen. Dieser wird dann mit einem internationalen Gutachtergremium diskutiert und über seine Förderung schließlich durch das Kuratorium entschieden.

duz: Wie viel Geld nehmen Sie in die Hand?

Krull: Das legen wir nie vorher fest, sondern machen es von der Qualität der Anträge abhängig. Die Gutachter sollen die besten auswählen. Wir haben dann die Aufgabe, diese zu finanzieren. Nach unserer Erfahrung mit anderen Förderinitiativen werden nach einer ersten Runde etwa zweieinhalb bis drei Millionen Euro auszugeben sein. ■